Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 11

Artikel: Die falsche Rechnung
Autor: Bonot, Jean
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668003

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vorkommende Gatte, sucht und findet Leute, die Zeit haben für ihn —! Und wenn man später einer solchen Frau sagen würde, daß sie ihn selbst vertrieben habe, dann würde sie es selbstverständlich nicht glauben wollen, wo sie doch eine so gewissenhafte Frau war, die ganz aufging in ihren Mutterpflichten. Und sie würde auch nicht begreifen, daß sie mit gutem Willen noch mehr tun könnte, als in der Pflege ihres Kindes „aufzugehen", — daß sie es so erziehen könnte, daß nebenbei oder in allererster Linie auch ihr Gatte etwas von ihr hat. Denn nie und nimmer dürfen wir über unserm Kinde den Vater vernachlässigen, der doch das erste Recht hat auf treue, hingebende Liebe.

Die falsche Rechnung.

Humoreske von Jean Bonot.

An diesem Tage rasierte der alte Gambler sich gründlich, zog seine schöne, weithin leuchtende blaue Bluse mit der goldenen Kette an und ohne Fränze, seiner Frau, auch nur ein Wort zu sagen, ohne Baptist, seinen Sohn, zu benachrichtigen, machte er sich verstohlen auf den Weg zum Schlosse, wobei er glückselig vor sich hin lächelte.

Durch den Briefträger hatte er am gleichen Morgen erfahren, daß der Kutscher des Herrn Baron von Eichenholz soeben von einem kürzlich erworbenen Vollblut, einem prächtigen, aber widerspenstigen Tiere, übel zugerichtet worden war.

„Ein gutes Geschäft", murmelte der Alte, „ein gutes Geschäft für meinen Sohn. Michels Livree wird ihm wie angegossen sitzen, und mit seinem Lohn, mit den 140 Franken, die er monatlich empfangen wird, kann der Junge seine alten Eltern unterstützen; zwanzig Franken, vielleicht sogar dreißig werden jeden Monat für unsern bescheidenen Haushalt abfallen, und das bedeutet eine Unmenge guter Sachen: einige Päckchen Tabak mehr und besonders ein Glas alten Rotwein am Sonntag in der Schenke."

Und schon sah der alte Gambler seinen Baptist, seinen Sohn, in den langen braunen Rock mit den goldenen Knöpfen eingeschnürt, die Peitsche in der Hand, majestätisch, unbeweglich auf dem Bock thronend oder mit dem leichten Wägelchen des Barons in voller Fahrt dahinsausend, bewundert von den Mädchen, beneidet von den Burschen des Dorfes. Und wie stolz würde erst die Mutter sein!

Aber mehr noch als der braune Rock, mehr noch als das prächtige Gespann der Schloßherrin, mehr noch als die Blicke der Mädchen, mehr noch als der Ärger der Nachbarn blendeten den Alten die 140 Franken, die vierzehn Goldstücke. Er stellte Berechnungen an, dachte über die Ausgaben seines Sohnes nach, überlegte sich dessen Bedürfnisse: was würde er, der gut genährt, gut gekleidet war, umsonst wohnte und alles hatte, was er brauchte, mit so viel Geld anfangen? Sicherlich würde er es mit den Eltern teilen. Und Gambler blieb stehen und zählte an den Fingern ab: in einem Jahr würde das für ihn und seine Alte vierundachtzig Goldstücke ergeben; vierundachtzig Goldstücke! Eine phantastische Summe. Und diese vierundachtzig Goldstücke erwarteten ihn dort unten am Ende des Wegs, in einer Entfernung von einer Meile; sie würden ihm gehören, wenn er rechtzeitig ankäme, wenn er sagte, was er sagen mußte, und ... wenn Michel sich nicht wieder erholte.

Auf halbem Wege (der Weg, der zum Schloß führt, ist nämlich etwas beschwerlich), auf halbem Wege also machte Gambler vor der Herberge halt; ein Glas Rotwein würde ihm Mut machen, sich bei dem Herrn Baron vorzustellen.

Er trat ein. Die Wirtin wußte die Neuigkeit bereits; sie gab sogar Einzelheiten: das Pferd hatte Michel beim Ausschlagen den Kiefer zerschmettert, den Schädel gebrochen und sein Gesicht übel zugerichtet. Er war verloren.

Der Alte meinte, man übertreibe, goß sich sein Gläschen hinter die Binde und trottete noch munterer, auf seinen Knotenstock gestützt, weiter. Er ging, so rasch er nur konnte, denn ihn trieb die Hoffnung auf den Erfolg, die lockenden vierundachtzig Goldstücke!

Während er so dahinschritt, bereitete er sich auf seinen Einzug im Schlosse vor, prägte mühsam in sein Gedächtnis ehrerbietige Redensarten und Worte ein, um sein Beileid auszudrücken. Dann suchte er nach einem geschickten Übergang, um Herrn v. Eichenholz zu guter Letzt die Dienste seines Sohnes anzubieten, seines Baptist, der beim Train gedient, selber mehrmals den Wagen der Herren Offiziere gelenkt hatte und, was nicht übersehen werden durfte, auch ein gutes Benehmen und entsprechende Erziehung besaß.

Das würde ganz gewiß einen hochherrschaftlichen Kutscher abgeben!

Aber schon erschienen am äußersten Ende einer breiten Lindenallee die schmalen Türme der Burg von Eichenholz, die durch ein Gitter von ehrwürdigem Alter abgeschlossen waren. Was mochte wohl hinter diesem geheimnisvollen Gitter vor sich gehen? Er sah in Gedanken alles im Schlosse drunter und drüber und stellte sich vor, wie die ganze Familie, all die Bedienten, Ärzte und Pflegerinnen und vielleicht auch der Herr Pfarrer sich besorgt um das Bett des sterbenskranken Michel drängten.

Wie würde man ihn aufnehmen? Würde man ihn überhaupt empfangen? Um sich Mut zu machen, schnupfte er eine starke Prise Tabak, und nachdem er sich geräuschvoll geschnäuzt hatte, entschloß er sich — ach, wie furchtsam! — die Schnur der Glocke zu ziehen. Ein grelles Klingeln wurde vernehmbar. Hunde bellten. Eine Minute später kam eine kleine, unansehnliche Magd aufmachen.

„Ist der Herr Baron zu Hause?"

„Da ist er!"

Wirklich ging der Schloßherr mit der Pfeife im Mund und im Jagdkostüm in der Allee auf und ab. Ehrerbietig näherte sich ihm der alte Gambler. Und da er in diesem entscheidenden Augenblick alle seine schönen Worte und seine volltönenden Redensarten vergessen hatte, sagte er einfach:

„Ihr Diener, Herr Baron."

„Guten Tag, Vater Gambler," erwiderte der Edelmann.

„Ich komme Michels, Ihres Kutschers, wegen."

„Da treffen Sie es schlecht. Man hat den armen Teufel soeben ins Krankenhaus gebracht und zwar in einem sehr traurigen Zustand."

„Eben deswegen, eben deswegen, Herr Baron, komme ich. Mein Sohn hat beim Train gedient ... und ich dachte, wenn Sie ... vielleicht brauchen Sie doch einen Kutscher ... und wohl erzogen ist er ..."

„Wie alt ist Ihr Sohn?"

„Zu Sankt Stephan wird er fünfundzwanzig Jahre alt ... und er hat den Wagen auch oft selbst gefahren ..."

„Schon gut, schon gut, schicken Sie ihn mir her. Ich muß sowieso heute noch in die Stadt fahren, um den armen Kerl zu besuchen, falls er noch in dieser Welt ist. Und dann muß das blöde Vieh auch einmal heraus."

„Danke schön, Herr Baron, danke schön, daß Sie an uns gedacht haben. Ich schicke ihn gleich her. Schönen Dank, schönen Dank!"

Gambler wollte seinen alten Ohren nicht trauen, so rasch und so leicht war der Erfolg gewesen. Ach, wie schlau hatte er es doch angestellt. Und wie hatte er es verstanden, seinen Sohn herauszustreichen!

Er trippelte quitschvergnügt dahin, wie um zwanzig Jahre verjüngt. Er malte sich die Freude seiner Frau bei der frohen Kunde aus und das überraschte Gesicht seines Baptist. Sicherlich würde man eine Flasche alten Wein entkorken, um das seinem Sohn zuteil gewordene Schlaraffenleben zu feiern.

Trotz seiner Eile anzukommen, konnte er sich nicht enthalten, in der Kneipe einzukehren. Er fühlte das Bedürfnis, jemandem das Ereignis mitzuteilen und im Dorfe die Aufsehen erregende Nachricht zu verbreiten, daß sein Sohn, sein Baptist, Michels Platz im Schlosse einnehmen und die vierzehn Goldstücke im Monat einstecken würde!

Endlich langte er zu Hause an und rief ungeduldig nach seiner Frau und seinem Sohn. Beide eilten herbei.

Ein spitzbübisches Lächeln lag um seinen Mund, als er sich anschickte, seine Trümpfe auszuspielen, und er genoß schon zum Voraus die Freude und die Genugtuung, die er bei den Seinen erregen würde.

„Ja, ja, Fränze! Ja, ja, mein Jüngelchen!"

Beide sahen ihn ganz erstaunt an, und als erste brach die Alte das Schweigen.

„Was ist denn mit dir, Mann? Du kommst mir ganz verändert vor."

Pfiffig lächelnd versetzte er: „Ich komme aus dem Schloß."

Mehr brauchte er nicht zu sagen, und schon brach Fränze wutentbrannt los:

„So, vom Schloß kommst du? Nun, die treiben es wirklich nett auf dem Schloß!"

Und mit geballten Fäusten (sie hatte von dem Unfall erfahren) fing sie an, zu wettern und schleuderte Verwünschungen und Flüche auf die Reichen, die einem armen Teufel so gefährliche Arbeiten anvertrauen.

Gambler stand wie angewurzelt da und hörte zu: Drohungen und Beleidigungen hagelten nur so auf den Schloßherrn herab, auf diesen herz-

losen Menschen, dem das Leben derer, die nichts hatten, so wohlfeil war und dessen dreckige Schindmähren so einen armen Teufel mir nichts, dir nichts ins Jenseits beförderten. Mit einemmal legte sie Baptist eine Hand auf die Schulter:

„Siehst du, Mann, sie könnten ihn haben wollen, unsern Sohn, sie könnten ihm, ich weiß nicht was bieten: ich schwöre dir bei dem Andenken meiner seligen Mutter, ich schwöre dir, daß sie ihn nicht kriegen würden!"

Und der Alte, der eine solche Wendung ganz und gar nicht ins Auge gefaßt hatte, stand fassungslos, starr und stumm da, wie seine Träume ein jähes Ende nahmen und alle seine Luftschlösser zusammenbrachen.

„Nicht wahr, Mann, sie würden ihn nicht kriegen?"

Er wagte nicht zu entgegnen.

„Du hast recht, Frau", meinte er kurz, „und doch (aber das murmelte er ganz leise vor sich hin), und doch wäre es ein gesundes Fressen für uns gewesen, wenn der Junge das schöne Geld verdient hätte ..."

Undank ist der Welt Lohn.

So viel hört man reden und klagen über die Undankbarkeit unserer Mitmenschen. Ich frage mich immer wieder, ob wirklich so viel Undank in der Welt zu finden ist, oder — ob nicht vielmehr der Fehler auf der Seite der Klagenden und Enttäuschten ist.

Wir können doch nicht erwarten, daß uns ein Mensch, dem wir eine gute Tat erweisen konnten, ewig dankbar sei. Ich meine dankbar im landläufigen Sinne, daß er sich uns gegenüber immer in einer gewissen verpflichtenden Abhängigkeit fühlt. So oft erwartet man dies und ist empört, wenn solche Menschen eines Tages Wege gehen, die wir nicht verstehen können, die weit von uns weg führen. Dann reden wir von Undankbarkeit.

Damit, daß wir einmal einem Mitmenschen freundlich helfen durften, haben wir aber noch kein Recht zu verlangen, daß er immer nach unserer Geige tanzen müsse. Das wäre geistige Vergewaltigung.

Mir kommt es immer ein wenig merkwürdig vor, wenn wir für erwiesene Güte Dankbarkeit erwarten. Ich kann nicht recht an solche Güte glauben. Güte, wirkliche Güte gibt einfach ohne zu fragen, was ihr dafür wird. Sie verlangt keinen Dank. Sie gibt aus innerm Müssen heraus. Daß sie geben darf, ist Freude und Glück. Güte, die sich damit nicht begnügt, ist nicht Güte, sondern Berechnung.

Zählen wir auf Dank, so möchten wir ja nur unsere eigene Anerkennung damit. Das Lob schmeichelt uns. Wenn es ausbleibt, reden wir von Undank. Wir reden nicht nur von Undank, wir schelten, wir sind empört und werden verbittert. Dann sagen wir, wir hätten es doch so gut gemeint, da hätte man wieder einmal einen Beweis von der Undankbarkeit und Schlechtigkeit der Welt. Wir ziehen daraus die Lehre, daß wir in Zukunft weniger „gut" sein sollten. Wir sind überzeugt, daß wir eben zu „gut" sind für die Welt, für unsere Mitmenschen. Wenn wir ganz ehrlich sind und der Sache auf den Grund gehen, sehen wir aber, daß die Schuld viel weniger bei den andern liegt, als bei uns selbst. Wenn wir gütig sind, um in den Ruf eines guten Menschen zu kommen; wenn wir — auch nur heimlich — auf Dank rechnen, werden uns bittere Enttäuschungen an undankbaren Menschen nie erspart bleiben. Warum? Aus dieser Einstellung spricht Egoismus feinerer Art, aber nicht Güte. Und jede, auch die verfeinerte Eigenliebe trägt einen Fluch in sich. Sie weckt im andern Menschen unbewußt wiederum Selbstsucht und fördert nicht das Gute.

„Mit welchem Maß ihr ausmesset, wird Euch wieder eingemessen werden." Diese alte Wahrheit behält auch hier Recht. Viel weniger Enttäuschung und Leid würde unser Leben verbittern, wenn nicht das liebe „Ich" bis in die geringste Handlung hinein unser Leben bestimmte. Nicht eingetroffene Erwartungen kränken uns. Sie machen uns das Leben schwer. Sie lassen uns über die undankbaren Menschen jammern und machen uns unglücklich. Dabei tragen an diesem Leid nicht die andern Menschen die Schuld, wir selbst, wir allein sind es. L. M.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann. Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.

Insertionspreise für schweiz. Anzeigen: 1/1 Seite Fr. 180.—, 1/2 Seite Fr. 90.—, 1/4 Seite Fr. 45.—, 1/8 Seite Fr. 22.50, 1/16 Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: 1/1 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seit Fr. 12.50